

mit einer Vehemenz, die in nichts der von Norden und Leo nachsteht (Jenkinson: *Genus scripturae leve. Cornelius Nepos and the Early History of Biography at Rome*, in: H. Temporini (Hg.): *Aufstieg und Niedergang der röm. Welt. Von den Anfängen Roms bis zum Ausgang der Republik I 3*, Berlin/New York 1973, 703-719; Horsfall: *Latin Literature*, in: E. J. Kenney/W. V. Claussen (Hg.): *The Cambridge History of Classical Literature II*, Cambridge 1982, 290; idem: *Cornelius Nepos. A Selection, including the Lives of Cato and Atticus*, Oxford 1993, Introduction). Die Thesen von beiden sind überzeugend kritisiert worden von Frances Titchener: *Cornelius Nepos and the Biographical Tradition, Greece and Rome 50*, 2003, 85-99.

- 23) Studien zur griech. Biographie, Göttingen 1970.
- 24) Vgl. Anm. 2.
- 25) Interpretationsbeispiele zu C. Nepos, AU XIII, 3/1970, 19-42.
- 26) Gerhard Fink/Friedrich Maier: *Konkrete Fachdidaktik. L 2*, München 1996, 66.
- 27) Vgl. Thuk. I 128 ff., bes. 130.

28) Es ist nötig zu betonen, dass es sich um die wichtigsten Viten des Feldherrnbuches handelt. Denn die wichtigste Biographie des Nepos überhaupt ist natürlich die des Atticus aus seinem Buch über die lateinischen Historiker. Diese Vita bleibt hier jedoch entsprechend dem Thema unberücksichtigt. Es geht um Nepos als Anfangslektüre, die Atticus-Vita gehört aber, auch wenn dies oft übersehen wird, eindeutig auf die Oberstufe. Dort sollte sie aber auch vertreten sein, zumal Karl Büchners Ansatz (*Humanitas. Die Atticusvita des Cornelius Nepos*, Gym.56, 1949, 100-121) von Heinrich Altevogt (*Die Atticusvita des Cornelius Nepos*, in: Heinrich Krefeld (Hg.): *Impulse für die lateinische Lektüre*, Frankfurt a.M. 1979, 69-84) überzeugend weitergeführt worden ist, indem er einerseits Büchners Überzeichnungen korrigiert und andererseits dieses Konzept durch Heranziehen von passenden Cicerostellen erweitert und vertieft. Es ist aber unerlässlich zu prüfen, was an Korrekturen die Ergebnisse von O. Prellwitz (*Titus Pomponius Atticus*, Stuttgart 1992) nötig machen.

JOACHIM KLOWSKI, Hamburg

Antike Texte in Übersetzungen – Crux oder Auxilium?

Eine didaktisch-ethisch-kulturelle Überlegung*

Im August 2004 war ich Teilnehmer an einer großen pädagogischen Werktagung, die jedes Jahr in Salzburg stattfindet. Der verheißungsvolle Titel: Wessen der Mensch bedarf. Es sollte eine Suche nach den (möglichst humanistischen) Werten sein, die in der Welt von heute noch (oder wieder) Bestand haben können und den jungen Menschen eine Hilfe sein sollen. Das aufrüttelnde Ergebnis: In einer Welt der Globalisierung sind nicht nur die traditionellen Werte und Inhalte an sich in Frage gestellt, sondern es stellt sich auch die Frage nach der Zeit, die uns zur Verfügung steht, diese Inhalte in verständlicher Weise zu vermitteln, und zwar an ein Publikum, das grundsätzlich, zeitgeistbedingt, keinen leichten Zugang zu diesen Themen hat. Der Vortragende eines zentralen Referats brachte es in modischem Englisch auf den Punkt: *Time is running out*. (Wie hätte er es auch anders sagen können?) Die Globalisierungswelle, die alle Länder erfasst hat, macht auch vor den deutschen und österreichischen Bildungseinrichtungen nicht Halt und erfasst in zunehmendem Maße die Gymnasien aller Typen und Ausrichtungen. Besonders die humanistischen Schulen werden heftig durchge-

rüttelt. Sie müssen auf einem freien Markt der Bildung, öfter freilich der Ausbildung, bestehen. Der klassische (oder zumindest humboldtsche) Bildungsbegriff ist in die Krise geraten.

Außerdem ist ganz im Grundlegenden die bange Frage zu stellen, welchen Platz das „Typisch Europäische“ in einer globalisierten Welt einnehmen kann. Die Vereinheitlichung der Standards tendiert in Richtung „Erarbeiten und Erreichen von weltweit gültigen Normen“. An die Stelle von Inhalten treten häufig Fertigkeiten, man verlangt nach „skills“. Der Begriff „Abendland“ ist in diesem Szenario ohnehin unerwünscht oder bringt nicht wenige Zeitgenossen zumindest zum Lächeln. Ein global gültiges kulturelles Profil wird angestrebt und die logische Folge könnte sein, dass nicht wenige für Europa typische kulturelle Elemente aufgegeben oder wenigstens hintangestellt werden müssen. Aber abgesehen davon: Der Tag hat für alle Menschen auf der Welt nur 24 Stunden, und die Lernbelastbarkeit der Jugendlichen ist zumindest in den Ländern der ausbildungsmäßigen Vollbeschäftigung kaum mehr anhebbar. Auch wenn es der älteren Generation manchmal nicht gefällt:

Die Jugend von heute steht in einem Lernkampf, den die frühere Schule nicht kannte und der nicht selten zum „Lernkrampf“ eskaliert. Wo sind also Akzente zu setzen, welche Kapitel sind nach wie vor substantieller Teil eines gediegenen und zumutbaren Schulprogramms? Und wo muss weggelassen werden? Ist Platz für die Antike und ihr vielbesungenes Erbe? Die vielen Veranstaltungen zu schöngeistigen Themen haben damit oft den Geruch von schönem Luxus an sich, aber eben vorrangig diesen. Und dass sich jüngst die Filmbranche wieder an den Mythos Troja erinnert, ist wohl eher geschäftlich motiviert, weil „action“ eben Kinosäle füllt.

Sind die „Classics“ also noch „Basics“ in der heutigen Bildungslandschaft? Die Notwendigkeit gerade heute in unserer pädagogischen und didaktischen Tätigkeit den Humanitas-Begriff wieder neu in den Vordergrund zu stellen, wird ja grundsätzlich erkannt und oftmals schwungvoll formuliert. Gerade hier haben wir, als Opfer einer allgemeinen nihilistischen Lebensphilosophie, die sich auch Zeitgeist nennen kann, einen großen Nachholbedarf. Hier sind gerade wir Lateiner und Gräzisten als Vermittler humanistischer Werte gefragt. Ich wage zu behaupten, dass wir in erster Linie Vermittler der Humanität sein sollen und erst in zweiter Linie Sprachlehrer (im Sinne von Sprach-Trainer) der *lingua Latina*, auch wenn diese als hervorragendes Mittel zur geistigen Ertüchtigung und linguistischen Allgemeinbildung einen besonderen Beitrag in der Denkerziehung junger Menschen leisten kann. Das ist freilich durchaus schon ein Motiv für den Schutz der klassischen Sprachen im Schulsystem.

Um gleich zu Beginn ein mögliches Missverständnis auszuräumen. Nichts ist dem Original vorzuziehen. Sowohl auf der Ebene der semantischen Inhalte und ihrer Nuancen als auch auf einer sprachästhetischen Ebene ist das Original immer die erste Wahl. Schließlich ist auch die kulturethische Verantwortung gegenüber dem literarischen originalen Bestand wahrzunehmen. Aber wir stehen einer Reihe von Problemen gegenüber, die hier nur angerissen werden sollen und dies in großer Ehrlichkeit.

Wir leben zunächst einmal in einer Gesellschaft des „*cui bono*“? Wem nützt das, was ich

tue, vor allem nützt es mir? Und was ist mit dem „*bonum*“? Der Streit zwischen dem „*honestum*“ und dem „*utile*“ ist aktueller denn je. Einerseits dreht sich alles um das *Ego*, das natürlich häufig im Vordergrund steht, mit utilitaristischem leistungsbezogenem Selbstverwirklichungsanspruch, andererseits gibt es ein kollektives Bewusstsein in Richtung auf ein grundsätzlich akzeptiertes „Sozialgefüge“, das aber als volkswirtschaftliche Kommunität (und Notwendigkeit) verstanden wird. Es ist ganz offen die Frage zu stellen, ob nicht das Individuum als funktionales Element des volkswirtschaftlichen Ganzen aufgefasst wird und eben nicht als Mikrokosmos in seinem eigenen kulturellen und ethischen Anspruch. Dieser Gesellschaft des „Nützlich-Guten“ ist also durch Bildungsauftrag – aber von wem erteilt? – ein Schatz an Humanitas-Inhalten vorzulegen, die real und realistisch verstanden werden sollen, als funktionale Elemente in einem Spannungsfeld von individueller und kollektiver Ethik, und damit zwischen dem *Ego* und dem *Nos* (bzw. *Vos*).

Diese Überlegungen haben durchaus etwas mit Schule zu tun: Wenn wir den Jugendlichen zuhören, dann kommen genau diese Probleme zum Vorschein, und vor (oder besser: mit) diesem Publikum sollen wir „Klassiker“ uns nun bewähren und säen und hoffentlich auch ernten.

Wir leben sichtbar in einer Gesellschaft des philosophischen Nihilismus, der aus der allgemeinen ideologischen Verunsicherung entspringt, die als eine Art postmoderne Gegenbewegung zur Überideologisierung der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesehen werden kann. Die großen ideellen Visionen haben zur Zeit nicht Hochkonjunktur. Die ideologische Ruhe ist auch Zeichen einer gewissen Auseinandersetzungs-Trägheit. Welches „*utile*“ kann also diesem philosophischen *Nihil* dienen? Wohl das des Kurzzeit-Gebrauchs, ein *Utile* gerichtet auf unmittelbar vor den Augen liegende Ziele. Und in diese Richtung kann auch der aktuelle Hang zu einer neuen Sophistik verstanden werden, die vor allem die erwähnten „*skills*“, als standardisierte Fertigkeiten, vor Augen hat. Hat nicht die „PISA-Studie“ vor allem dies im Auge gehabt?

Die Ethik ist in diesem Umfeld allgemein und verallgemeinert geworden, grundsätzlich religi-

onsfrei und damit grundsätzlich globalisierbar. Und all das in einer beinahe zwanghaften Manie der Aktualisierung von allem und jedem.

Die Liste unserer Werte, und damit Bildungsziele, ist – wie mir scheint – kanalisiert worden, eine Reihe von Wertbegriffen ist in ein imaginäres Archiv verbannt worden. Man konserviert zwar diese Inhalte in musealer Pietät, aber sie werden als nicht unmittelbar vermittlungsnotwendig betrachtet. Oftmals als ein „Wenn noch Zeit bleibt...“. Humanistisch gesinnte Bildungsberechtigter leben also im ständigen Gefühl eine große Aufgabe für die Menschheit vor sich zu haben, und gleichzeitig dem Menschenbildungsauftrag gegenüber der Jugend nicht wirklich nachkommen zu können. Das erzeugt das Lebensgefühl eines permanenten Vermittlungsstresses, der durch ständige Stundenkürzungen speziell im Fach Latein (in Griechisch ist ja ohnehin nicht mehr viel Handlungsspielraum übergeblieben) akut und belastend wird. Texte darstellen, lesen, interpretieren, analysieren, kommentieren und weiterführend reflektieren, diese große Aufgabe des Lateinunterrichts in den gymnasialen Oberklassen, wie soll das gelingen in der Enge der zur Verfügung stehenden Zeit?

Man halte sich auch das Belastungspotential und vor allem die Belastungsrealität unseres jungen Publikums vor Augen: Die schulischen Schwerpunkte liegen in unserer gymnasialen Welt bei den Fremdsprachen, beim weiten Gebiet der Informatik, bei den modernen Technologien und ihren Hilfsdisziplinen und bei den Naturwissenschaften. In all diesen Bereichen ist die Fülle des zu Bewältigenden massiv angewachsen. Und abgesehen von der gewachsenen Stoffmenge ist auch eine Aktualisierung der Inhalte in ihrem wissenschaftlichen Unterbau ständig von Nöten.

Es ist also kein Wunder, dass letztendlich wenig Zeit zum Erwerb einer „toten“ (oder zumindest „musealen“) Sprache zur Verfügung steht. Wir dürfen uns auch keinen Illusionen hingeben, Latein könnte „Vehikularsprache“ werden. Latein ist heute kein „Verständigungsidiom“ mit praktischer Wirkung. Die Wirklichkeit zeigt es ja: Immer weniger Schulen haben ein mehrjähriges Latein im Programm, zumeist handelt es sich um Kurzformen, die ja nochmals dadurch

Beschneidungen erfahren, dass mindestens ein Jahr, aber oftmals viel mehr, für den reinen Grundunterricht aufgewendet werden muss. In Schulen mit nur wenigen Wochenstunden Latein kann diese Grundstufe sich bis auf drei Jahre ausdehnen. Zugegeben, dieses grundlegende Spracherwerben hat auch seinen Bildungswert, aber in der Gedrängtheit der Situation haftet ihm ein Charakter des rational Reduzierten, des intensiv Traininghaften und des ständigen Weglassens an, der nicht unbedingt die Atmosphäre einer umfassend illustrierten *Latinitas* aufkommen lässt. Die Schüler erleben oftmals die Lateinstunden als *Lingua-Latina*-Pauken, nicht eben als lustvolles Unternehmen. Und manche Lateiner können es nicht lassen, Ausnahmen und Sonderformen zum Inhalt ganzer Lehreinheiten zu machen. Wo bleibt da das allumfassende Eintauchen in eine Kultur? *Latinitas* als Gesamtpaket von Sprache und Inhalt, von entwickelter Zivilisation, von Kultur und Philosophie, von Mythos und Logos und von den Zwischentönen, die europäisches Empfinden, ganzheitlich-menschlich betrachtet, ausmachen sollen, das bleibt zumeist Theorie. Viele ahnen nicht einmal, dass es dieses Ziel geben kann. Dieses Geflecht des lateinischen Erbes erschließt sich erst allmählich durch die Lektüre, die ihrerseits ein vielschichtiger Prozess bestehend aus Lesen, Übersetzen, In-Sich-Aufnehmen, Integrieren, Reflektieren, Wirken-Lassen und für die eigene Persönlichkeit Umsetzen ist. Evaluation ist auch in diesem Bereich gefragt, ganz individuell und als Prozess der Interiorisierung. Wobei die letzten Punkte, die der persönlichen Verarbeitung und Umsetzung die eigentlich wichtigen sind. Das Lesen und Übersetzen sind die instrumentellen Schritte zur Erreichung der Ziele der Interiorisierung und Werterfüllung, die ihrerseits die Stufen zur Wirksammachung und damit zum eigenen persönlichen Bildungsgewinn sind.

In unserer Schulwirklichkeit verwenden wir ein hohes Maß an Zeit für die Wege in Richtung Ziel, und es ist wohl so, dass dieses sehr oft gar nicht wirklich erreicht wird. Das Gefühl des Nicht-Ankommens ist mitunter demotivierend, auch weil wir in unserer Schultradition darauf eingestellt wurden, dass Ziele immer erreich-

bar sein müssen. Freilich kann man schon den Weg als solchen als zufriedenstellenden Prozess betrachten, aber das kostet geradezu Überwindung. Ich meine, diese letztgenannte Geisteshaltung sollten wir uns – in Bescheidenheit und als Selbstschutz – zumindest ansatzweise zu eigen machen.

Wir sind also beim heiklen Thema der Übersetzung. Traditionell Hauptinhalt des Unterrichts, Prüfstein der Leistung im Fach Latein, Reibungspunkt der sich mehr oder weniger abmühenden Schüler, Angriffspunkt für diejenigen, die dem Latein-Betrieb vorwerfen substantiell immer das Gleiche zu tun – eben zu übersetzen. Aber um es gleich vorwegzunehmen. Ich glaube an die didaktische und pädagogische Sinnhaftigkeit des Übersetzens, auch dann, wenn ein Text tatsächlich durch bloßes Lesen schon im Wesentlichen verstanden werden kann – was in der Wirklichkeit sicher nicht sehr oft der Fall ist.

Übersetzen nur weil es klassische Aufgabe des Latein-Unterrichts war und ist, halte ich freilich für einen falsch verstandenen Dienst an der Tradition unserer Branche. Übersetzen aus der Überzeugung seiner erzieherischen und sprachlich-kulturellen Sinnhaftigkeit halte ich hingegen für eine hohe Tugend. Übersetzen heißt ja Über-Setzen, also Übertragen von Inhalten und textlichen Botschaften von einer Kulturwelt in eine andere, und von einer historischen Epoche in unsere heutige. Es ist nicht peinlicher Nachguss, sondern würdevoller Transfer mit jeder Menge von Leistungsimplikationen und Gefühlsnuancen, die nicht nur das Gehirn, sondern auch die seelisch-gefühlsmäßige Komponente im Menschen in den Prozess der Übertragung einbeziehen können. Das Spannungsfeld zwischen respektvollem Umgang mit dem Original und Umsetzung der Botschaft in eine andere Zivilisation oder Lebenssituation mit der notwendigen Abwägung des Machbaren und Zumutbaren, dem Publikum gegenüber, aber auch dem Autor gegenüber, das ist eine spannungsgeladene Herausforderung, wie wenige andere im geisteswissenschaftlichen Bereich.

Andererseits kommt mir das italienische Wortpaar „*traduzione-tradimento*“ in den Sinn. Übersetzung-Verrat. Und es ist ganz klar, jede Übersetzung ist eine Entfernung vom Original.

Die Erfassung und Durchdringung, die Interi- orisierung und Integration des Originals in die eigene persönliche Erfahrungswelt setzt eine große, organisch und doch eher langsam gewachsene Kenntnis des kulturellen und historischen Ambientes des Originals und eben auch der Sprache des Originals voraus. Und hier ist eben die kritische Bruchlinie im Vermittlungsprozess gegenüber dem jungen lernenden Publikum, verschärft durch die allgemein verbreitete Frage: Wozu eine tote Sprache mit Mühe und Qual erlernen und anwenden und dechiffrieren, wenn doch große Übersetzungskünstler zweifellos gute Leistungen in ihren Übersetzungsprodukten vollbracht haben? Die haben es doch sicher richtig gemacht, und wenn auch ein paar kleine Fehler dabei sein sollten, sie machen sicherlich weniger Fehler als wir Lernende. Unser bestes eigenes Produkt ist wahrscheinlich fehlerhafter als ein weniger gelungenes Produkt aus begnadeter Philologenfeder.

Es mag realistischerweise auch Trägheit im Spiel sein, aber das Faktum besteht dennoch, dass die Übersetzung des Lernenden ein Risikoprodukt ist, während die Philologenübersetzung zumeist bis zu einem gewissen Grad als approbiert gelten darf – die universitären Streitgespräche sind von den meisten Schülern ohnehin weit entfernt.

Und genau hier beginnt unsere Krise. Was ist letztlich Philologie? Ist es nicht der Wissenschaft gewordene Versuch, mit Sprache und dem sprachlich Gefassten umzugehen, mit diesem ureigenen Phänomen menschlicher Kommunikation, insbesondere der schriftlich fixierten, und dieses Phänomen in den systematischen und systematisierenden Griff zu bekommen und kritisch an Texte heranzugehen, sie abzuklopfen und unendlich viele Fragen an sie zu stellen, sie geradezu wie saftige Früchte auszuquetschen, und das auch dann, wenn kaum mehr Saft in ihnen ist, denn auch die Kerne der Frucht haben ihre Bedeutung? Vergessen wollen wir aber nicht, dass in dem Begriff „*philia*“ und „*logos*“ als Komponenten enthalten sind, also ist auch von der Liebe zum Wort die Rede, und nicht nur von wissenschaftlichem Ernst und peinlicher Akribie. Philologie geht mit methodischem Misstrauen an die Texte heran: *Lectio difficilior*, wenn die

Lectio facillior allzu banal oder verführerisch einfach erscheint. Misstrauen auch in der Frage der Authentizität der Texte, Misstrauen auch gegenüber dem Publikum, ob es etwa etwas falsch verstehen könnte, was auch den Philologen lange Zeit Rätsel aufgegeben hat. Und um es auf die Spitze zu treiben: Letztlich weiß ohnehin nur der Verfasser eines Textes, wie er ihn gemeint hat, und in einigen kritischen Fällen weiß es nicht einmal der Schreiber selbst. Wenn also der Philologe schon als ständig Fragender und Suchender und Probierender an geschriebene Worte herangeht, wie sollte dann der Lernende mit Selbstsicherheit – selbst bei gut eingelernter Grundgrammatik und einem gewissen Wortschatz – an ein Texträtsel herangehen? Denn eines ist klar: Keiner ist lateinischer „*native speaker*“ und kann daher mit wirklichen Automatismen im Verstehen und Instinkt und Intuition einen Text treffsicher bewältigen. Unser Verstehen, im besten Fall, hat immer das Restrisiko, das der Nicht-*Native-Speaker* mit sich tragen muss, und die Übersetzungstätigkeit bringt auch noch die potentielle Gefahr der rationalen Verkrampfung mit sich. Übersetzung ist grundsätzlich Entscheidung für eine Version, sie ist Bekenntnis zu einer Auffassung, zu einem Verständnis, zu einer Ansicht vom Text und zu einer vermeintlichen Einsicht in den Text, und damit zu einer Perzeption seines Inhalts. Sie ist ein gewollter Vorgang und kein automatischer Prozess, der unbewusst passieren kann. Übersetzung ist dramatisch bewusste und bewusst gemachte Arbeit und Streben nach Resultat, und wenn das Produkt einmal daliegt, dann ist Übersetzung auch kein Vorgang in Evolution, sondern die Präsentation eines abgeschlossenen Prozesses. Allenfalls ist sie gewollte oder nicht gewollte Einladung, es noch besser zu machen.

Übersetzung ist außerdem kein „neutralisierter“ und kein „neutralisierbarer“ Vorgang, sie ist verräterisch in mehrfacher Hinsicht. Der Übersetzer ist präsent, verborgen vielleicht hinter der angestrebten Richtigkeit seines Produkts (im wörtlichen Sinne von „*pro*“ und „*ducere*“), einerseits Kind seiner Zeit und andererseits Schüler seiner philologischen Schule. Er ist Zeuge seiner Zeit und Vermittler von Histori-

schem in einer Person. Letztendlich Vertreter der einen oder anderen literaturtheoretischen oder philologischen Glaubensgemeinschaft. Im Begrifflichen wie im Sprachkolorit ist er Vertreter von Strömungen, Philosophien, Interpretationsmustern, Vorbildern, von Historischem oder Historisiertem, möglicherweise neutral (aber nicht immer) und bis zu einem gewissen Grad wohl auch befangen. In der Wiedergabe, oder besser Umsetzung von Begriffen, präzisen Inhalten und mitschwingenden assoziativen Botschaften ist er nicht nur Transformator, sondern auch Rekreater. Also auch ein Schöpfer, und je nach Überzeugung, wissenschaftlichem Zeitgeist, Schule und philologischer Glaubenskongregation ist er originalzentriert oder frei, mehr oder weniger wissenschaftlich skrupelhaft oder künstlerisch freizügig. Der Übersetzer ist nicht zuletzt ein Individuum, das auch von seinem Ich geleitet wird, das sich auch außerhalb von Schulen und Traditionen stellen kann oder diese bewusst konterkariert.

Es geht um's Übersetzen als Mitnahme des Originalen, auch wenn inhaltliche oder ästhetische Reibungsflächen entstehen, oder um möglichst fugenfreie Integration des zu Übersetzenden in eine dem Originalen eigentlich fremde Welt, um also einzupassen, anzugleichen, friktionslosen Genuss zu ermöglichen, zu aktualisieren, was streng genommen gar nicht aktualisierbar ist, – nur nichts fremd wirken lassen, um Schwellen abzubauen und um dem Vorwurf zu entgehen, das Alte alt zu lassen. Das Diktat der „Sprache von heute“ als Maxime der Übersetzung, speziell für ein nicht wissenschaftliches, also breiteres Publikum, erscheint mir eine echte Belastung in unserer literarischen Kulturvermittlungstätigkeit gegenüber der jüngeren Generation, in der Schule wie in der Erwachsenenbildung. Die sprachliche Aktualisierung bringt zwar einerseits einen leichten, glattpolierten Zugang, nimmt aber andererseits dem sprachlichen Gebäude die reizvollen Unebenheiten, die Nischen des nicht gleich Einsehbaren, die reizvollen Reibungspunkte des Doch-kurz-nachdenken-Müssens, und das Gefühl, dass der Text zu uns in einer zeitlichen Distanz steht, die ihn möglicherweise sogar begehrenswert macht, weil er eben auch ein wenig Einladung zur Eroberung in sich trägt. Das

Abbauen der Zeitdifferenzen nimmt dem Text das mehr oder minder auch unterschwellig mitgelieferte zeittypische Element, und wohl auch ein wenig von seinem „Geheimnis“. Das scheint mir speziell dann zu bedenken zu sein, wenn es sich um poetisch-epische, lyrische, künstlerisch anspruchsvolle Texte handelt, um mythische, mythologische, legendenhafte Inhalte, um Texte, die ganz fest in ihrer Zeit verwurzelt sind, in ihr aufgefasst werden sollen und damit ein hohes Maß an Ambiente und Atmosphäre in sich tragen – das erst macht Text-Erleben aus. Und ich sage bewusst „erleben“, weil es hier nicht um Informationen oder Sachinhaltsweitergabe geht, sondern um Kultur in ihrer tiefen Bedeutung von Zugrundeliegendem, Mitschwingendem und Mitintendiertem. Wenn der Text also selbst als aus seiner Zeit geborenes Kunstwerk gelten und wirken kann und soll, wenn er vielleicht selbst ein Mythos ist, ein Bote einer Epoche, einer Geisteshaltung, einer Lebenseinstellung und eines Lebensgefühls.

Aber natürlich gibt es nicht nur solche Texte. Anders verhält sich die Lage, wenn es tatsächlich um Informationstexte geht, die klar Aufschluss über einen Sachverhalt geben sollen. Wenn das Atmosphärische eine geringe oder gar keine Rolle spielt, und der faktische Gehalt im Vordergrund steht, verifizierbar und nachvollziehbar sein soll, ohne lange Anlaufstrecke des Sich-einfühlens, dann ist eine übersetzungssprachliche Lösung in Richtung auf den aktuellen Sprachzustand verstehbar und wohl auch vorzuziehen.

Ein anderer, aber mit dem Gesagten verbundener Gedanke: Ist das Übersetzungsprodukt ein „eigenes“, sozusagen emanzipiertes Produkt, oder ein Surrogat, eine Ersatzlösung, eine Abklatschvariante, gar ein unfaires Angebot, weil ja eben „nur“ Übersetzung? Ist der Übersetzer ein „Verführer“, weil er es uns leicht macht, indem wir ja mit seinem Produkt auf der Ebene der Muttersprache höchstwahrscheinlich schneller unterwegs sind?

Ich erlaube mir zu sagen, dass ich nicht grundsätzlich ein Verfechter des Gedankens bin: Edel ist nur, was schwierig ist. Auch Schule braucht nicht immer schwierig sein, um ihren Wert zu haben. Bildung hat wohl ihren Preis der Mühe,

aber in maßvollen Dimensionen. Wenn Kennenlernen der antiken Botschaften, der Beiträge der antiken Welt zur Zivilisationsgeschichte, der menschlichen Vermächtnisse der Generationen früherer Zeiten immer nur über die Schiene des Mühsamen verlaufen darf, dann reduzieren wir dieses Erbe, ob wir es wollen oder nicht, auf eine kleine Schar begabter Auserwählter oder hartnäckig Studierender oder geborener Kämpfer oder edler und lobenswerter Arbeiter, und ich betone, dass diesen aller Respekt zugedacht werden soll und wir potentielle Interessenten dazu einladen sollen, diesem Kreise anzugehören, aber der Club der Erben wird verhältnismäßig klein bleiben. Ich fürchte, er wird im Falle ständiger kultivierter Mühsal noch kleiner werden. Wobei ich daran erinnern möchte, dass ja dieses Erbe nicht wie materielles Erbgut aufgeteilt wird, – etwa nach dem Prinzip: Je mehr Erben, desto weniger Kuchen für die einzelnen – sondern unendlich-fach geteilt werden kann. Und die Kuchenstücke werden um nichts kleiner, potentiell kann sogar jeder die ganze Torte bekommen.

Wer soll nun von der Torte essen? Die grundsätzliche Frage, die vielleicht abgegriffen erscheint, aber ich möchte sie hier doch auftischen, und ganz ohne Ideologien, ist ganz einfach: Antike für hochgebildete oder hochzubildende Studierende oder Studierende, oder Antike als populärer Teil einer populären Allgemeinbildung? Ich habe sehr polarisiert in dieser Frage. Aber im Grunde genommen entkommen wir dieser Fragestellung nicht.

Wenn unsere Gesellschaft insgesamt Erbin unserer europäischen Grundkultur, also unserer *Latinitas* ist, dann muss doch folgerichtig ein Weg gefunden werden, dieses Erbe zugänglich zu machen, zugänglicher als bisher. Ich denke, dass es nicht nur einen, sondern mehrere Zugänge gibt und geben muss, und auch geben darf. Es ist Utopie zu glauben, dass alle Teile und Schichten unserer europäischen Gesellschaft – oder sollte ich doch noch lieber von Gesellschaften im Plural sprechen? – in gleicher Weise Fähigkeiten und Interessen haben, an dieses Erbe heranzugehen. Da gibt es nationale und traditionelle Unterschiede, also verschiedene und wohl auch gewundene kulturelle Zugangswege, da gibt es

aber auch unterschiedliche Zugangsfähigkeiten, Annäherungsfertigkeiten und intellektuelle Niveaus, da gibt es ein vorhandenes oder nicht vorhandenes *A-priori*-Interesse, das großteils auch im unreflektierten und unbewussten Bereich liegt, und daher ohnehin schwer zu kalkulieren ist. Da gibt es die öffentliche und veröffentlichte Meinung als Meinungsmultiplikator und Meinungsmanipulator, deren Woher und Wohin weitgehend nur spekulativ zu erfassen ist. Da gibt es den Faktor Zeitgeist, den niemand so richtig definieren kann und der oft auch nur als Ausrede vorgeschoben wird, wenn andere Erklärungen fehlen. Die Zugänge sind also möglicherweise so vielfältig, wie die Auffassungen von Kultur sind, und dass Menschen grundsätzlich gänzlich unkulturell leben wollen, dieser Gedanke beschleicht mich zwar mitunter, ernsthaft möchte ich ihm aber nicht folgen.

Wenn mein Beitrag über die Botschaften antiker Menschen an unsere heutige Zeit und damit an uns heutige Menschen sprechen soll, dann muss man auch bedenken, dass es wohl nicht so sein darf, dass diese Botschaften nur ganz wenige erreichen können. Und wenn ich eingangs zu bedenken gegeben habe, dass die Masse des Wissensstoffes und des Wissenswerten rasant angeschwollen ist und dass eben dies ein Problem für die jungen lernenden Menschen ist, dann wäre es doch richtig, ein besonderes Bekenntnis zu der prinzipiellen Vielfältigkeit der Annäherungsmöglichkeiten an diese antiken Botschaften zu erwägen. Das im Sinne eines abgestuften Prioritätenkatalogs, der eine Gültigkeit an sich hat und – noch viel wichtiger – eine Auswirkung auf unsere Bildungsvermittlung.

Aufs Essentielle reduziert ist in unserer Bildungslandschaft, ich meine die mittleren und höheren Schulen, die gängige Fragestellung zumeist ein reines *Aut-aut*-Szenario. Entweder Latein-Unterricht oder gar nicht Latein-Unterricht, mit jenen bedenklichen Zwischenstufen, die da heißen: Kurzform-Latein, Freifach Latein, kurzer Intensiv-Kurs Latein. Freilich ist Kurz-Latein besser als gar kein Latein, aus unserer Sicht betrachtet, aber die Überlegung, die ich aussprechen möchte, geht in eine andere Richtung:

Wieviel Übersetzungs-Unterricht ist möglich und nötig?

Die peinlichen Fragen, die wir uns durch den Kopf gehen lassen sollen, lauten etwa folgendermaßen: Was ist besser: Einige wenige Seiten genau und mühevoll übersetzt – denken wir doch nicht nur an die Handvoll guter bis sehr guter Latein-Schüler – oder noch weniger Seiten und diese ergänzt, kräftig ergänzt, durch eine ausgedehnte Lektüre wertvoller Texte in Übersetzung, ihrerseits unterbrochen durch Partien in Originalsprache, und sowohl in den lateinischen, wie in den übersetzten Passagen bereichert und strukturiert durch Interpretationen, inhaltliche Analysen, gelenkte Diskussionen, durch zusammenfassende und erklärende Arbeiten in der Muttersprache oder auch durch Einbeziehen von ganz anderen Disziplinen, wie etwa aus dem Bereich der Bildenden Künste oder der Musik. Man muss nicht dieser Ansicht sein, aber ich stelle einfach zur Diskussion: Was können wir ganz einfach und ehrlich machen, um die Botschaften der Menschen der Antike, ihrer Zivilisation, ihrer Kultur und ihres Alltages, ihrer vielschichtigen Humanitas, an die Menschen von heute zu bringen? Ich könnte mir vorstellen, dass der eigentliche originalsprachliche philologische Anteil dort größer ist, wo die ambientemäßigen Voraussetzungen gegeben sind, und dass dort, wo das Fach Latein einen schweren Stand hat, statt einer Abmagerung auf ein Grund-Latein, eine Differenzierung auf einen limitierten philologischen Anteil und einen Literaturunterrichts-Anteil in Übersetzung gute Resultate in der Verbreitung und auch Verbreiterung der *Latinitas* erzielen könnte. Da sei aber gleich dazugesagt, dass solche Vorgangsweisen eine sehr feinfühligere Vorbereitung vonnöten hätten, dass der Lehrende eine allgemeine Schulung in Literaturwissenschaft haben sollte und auch hohe Kompetenz in der Muttersprache haben muss, in der Weise, als er – in unserem Fall – gleichzeitig „germanistisch“ angehaucht ist und in Sachen Strukturen, Wortmaterial, Interpretationsansätzen und Interpretationsvorgängen theoretische wie praktische Kompetenz mitbringt, die auch noch faszinieren soll, und nicht die Meinung aufkommen lässt: In der Muttersprache Vorgebrachtes erschließe

sich ohnehin ganz automatisch und ohne präzise methodische Schritte. Ich möchte ausdrücklich sagen, dass dies nur eine Hypothese ist und nicht als mein absolutes Glaubensbekenntnis gelten soll.

Wobei ich mit diesen Überlegungen auch einräume, die Übersetzung fallweise als emanzipiert zu betrachten, mit dem Bewusstsein, dass sie natürlich kein zweites Original ist. Es geht um eine emanzipierte Übersetzungskultur, im Sinne von „Kultur der übersetzten Texte“, die aber freilich ganz eindeutig aufzeigt, wo ihre Grenzen sind. Wir Philologen sollen diese auch deutlich machen. Auch jungem Publikum gegenüber, und von Anfang an. Warum nicht anhand einiger Beispiele aufzeigen, wie Übersetzungen auseinandertriften können? Das Angebot im Internet ist da sicher stimulierend. Selbst bei anerkannten Übersetzungen gibt es sehr große Unterschiede, in einzelnen Begriffen, bei Satzverlauf und Stil, beim Sprachkolorit, bei der Atmosphäre, die eine Übersetzung aufbaut. Man denke nur an die häufigen Äußerungen von Lehrern, dass eine Übersetzung nach „typisch unerlaubter Übersetzungsvorlage“ schmeckt, in Österreich im Volksmund „Schmierer“ genannt. Man denke an die schwerfällig-pathetischen Dichterübersetzungen, die obwohl nicht mehr zeitgemäß, doch immer noch eine gewisse hartnäckige Gültigkeit haben, auch im täglichen Gebrauch. Es gibt also auch Übersetzungstraditionen, die intellektuell verworfen werden, aber in der Realität immer noch Richtungsschnüre darstellen. Da spielt auch die Kultur der Schulgrammatiken herein, die in ihren Beispielsätzen muttersprachliche Wendungen bieten, die im tatsächlichen sprachlichen Umfeld kaum mehr in Gebrauch sind. Solche Versatzstücke aus der muttersprachlichen Vergangenheit bringen gerade junge Menschen zum Lächeln und entfernen sie mitunter unbewusst vom Weg der Akzeptanz der antiken Sprachen. Aber nicht immer. Es ist auch das Gegenteil denkbar, dass dieses „museale Sprachmaterial“ eine Distanz erzeugt, die als exotisch und paradox-reizvoll empfunden wird. Wenn ein Text durch eben solche Elemente als nicht alltäglich gegenwärtig erlebt wird, ist er ein eigenartiges Stück und damit ungewöhn-

lich und vielleicht sogar ein kleines Abenteuer. Interessant ist bei Vergleichen zwischen Übersetzungen gerade dieses Springen zwischen Übersetzungsstilen, das Verständlichmachen – oder besser noch: Entdecken-Lassen – von Übersetzungskulturen, das Hinterfragen der Sprachniveaus, das Aufzeigen der Relativität von Richtig und Falsch, des subjektiven Anteils und der objektiven Limits. Ich denke, recht oft sind gerade Schüler von der Meinung gefangen, Philologie sei eine Disziplin mit engen Rahmen und glasklaren Definitionen von Richtig und Falsch, ein Schwarz-Weiß von „In Ordnung“ und „Nicht in Ordnung“ – und wir alle wissen, dass *cum grano salis* betrachtet beinahe jeder Satz Ansatz von Auffassungsunterschieden sein kann. Wovon würden sonst viele Seminarstunden leben, wenn es diese erfrischenden Meinungskämpfe nicht gäbe? Ich habe manchmal selbst erlebt, dass es unsere Schuljugend schon interessiert, warum man etwa für ein Latein-Studium mehrere Jahre braucht, dass es nicht darum geht sprachlich fit zu werden, das sollte man ohnehin schon relativ bald im Studienprozess sein, sondern kritisch und differenziert interpretieren zu lernen, einen Text als gar nicht immer eindeutige Aussage aufzufassen und dann damit fertig zu werden und mit verschiedenen Lesarten und Resultaten oder eben mit Hypothesen zu leben und damit die Antike als lebendig zu erleben, weil wir sie noch lange nicht wirklich entschlüsselt haben. Manche Rätsel werden wohl bleiben, und das ist wahrscheinlich auch gut so. Wenn unsere jüngeren Generationen mit dem Abenteuer Antike und nicht so sehr mit dem fertigen Museum Antike konfrontiert werden, dann ist Raum gegeben für Fragen und Suchen.

Es ist vielleicht gar nicht so entscheidend, jede Unauthentizität zu vermeiden, die Defizite liegen meiner Ansicht nach in der grundlegenden Erlebnishaftigkeit der Vermittlung der Botschaften der antiken Menschen und ihres Lebens. Das war ein Leben weitab von jeder musealen Nobilität, ganz einfach menschlich, mitunter banal, unperfekt und allzumenschlich. Wenn nun der Eindruck entsteht, wir Philologen erlegen uns allüberall das Prinzip auf, nur das total Gesicherte, Eindeutige und Originale dürfe vermittelt werden,

dann nehmen wir möglicherweise etwas von dem Zauber selbst zurück, der unserer Sache innewohnt.

Meine Ausführungen beinhalten einige Widersprüche: Ich weiß das, und ich denke mir auch, dass wir mir diesen werden leben müssen. Unsere Aufgabe nach außen, außerhalb der Mauern der Paläste der Wissenschaft und Forschung, ist vor allem, an eine Welt heranzugehen, die vom Krampf des Kurzfristig-Nützlichen gezeichnet ist und eine beinahe manische Scheu davor hat, sich auf „Altes“ einzulassen. Überhaupt einmal die Tore aufzusperren und die Botschaften der Menschen der Antike in unsere Lebenswelt hineinzulassen, das ist die allererste Mühe. Vielleicht braucht es ein Trojanisches Pferd, um in die Festung des anti-humanistischen Zeitgeistes einzudringen. Im Bauch dieses Pferdes können auch Übersetzungen mitgeführt werden. Wenn sie mit Aufwand, Bemühen und redlichem Streben nach Treue zum Original erfolgt sind, werden sie wohl mehr Nutzen als Schaden anrichten. Viel-

leicht müssen wir ein wenig beim listenreichen Odysseus in die Schule gehen, wir wollen aber im Unterschied zu ihm keine Polis zu Fall bringen, sondern in einer komplexen, verwirrten Welt einen Beitrag zum zivilen Aufbau leisten. Und wenn es nur ein kleines lebendiges Antiquarium ist, ist es schon besser als einen bebaubaren Platz leer zu lassen.

Anmerkung:

*) Dieser Artikel basiert auf dem Text eines Vortrages, der anlässlich der 2. deutschen Tagung des „*Centrum Latinitatis Europae*“ (CLE) im November 2003 in Berlin gehalten wurde. Er wurde für die Veröffentlichung an dieser Stelle leicht überarbeitet und aktualisiert. Der Autor unterrichtet Latein am Kollegium Aloisianum in Linz (Österreich). Er ist Gründer und Präsident des CLE (Aquileia) und Vize-Präsident der „*Academia Foederata Europae*“ (Cividale del Friuli), Redaktionsmitglied von „*DOCERE*“ (Neapel) und freier Mitarbeiter bei „*Zetesis*“ (Mailand), sowie seit 1996 Ehrenmitglied der „*Academia Latina Daunorum*“ (San Severo).

RAINER WEIßENGRUBER, Linz

Ehestreit und Sprachmoral

Zu Homer, *Ilias* A 536-570 und Petron, *Satyrica* 74,8-75,10

Wortreiche Auseinandersetzungen unter Eheleuten sind eine uralte menschliche Verhaltensweise, die seit mythischen Zeiten ein Thema phantasievollen mündlichen Erzählens und – mit dem Übergang zur Schriftlichkeit – auch ein Gegenstand planvollen literarischen Schaffens ist.

Der früheste Ehestreit in der europäischen Literatur ist das Wortgefecht zwischen Zeus und Hera während eines Festmahls im Olymp, das HOMER am Ende des ersten Gesanges der *Ilias* schildert (536-570). Rund 800 Jahre später spielt – ebenfalls während eines Gastmahls – die Streitszene zwischen Trimalchio und seiner Frau Fortunata in PETRONS *Satyrica* (74,8-75,10). Der vergleichende Blick auf zwei antike Streitdarstellungen, die in gänzlich verschiedenen sozialen und geistigen Verhältnissen wurzeln und auf völlig unterschiedlichen Stilebenen angesiedelt sind, kann sich für das Verständnis von Dialoggestaltung und Sprachverhalten als fruchtbar erweisen. Unsere Frage-

stellung lautet: Mit welchen sprachlichen Mitteln werden die Szenen gestaltet? Schildert der Autor das Streitgeschehen durchgängig in einer stilisierten, poetisch-künstlerisch überhöhten Sprache, die sich vom spontanen und affektiven Sprechen grundlegend unterscheidet? Oder übernimmt er das Sprachverhalten der Streitenden so, wie es in der Realität vorkommt und auch verkommt, wenn bei steigender Erregung der Kontrahenten die ‚Sprachmoral‘ sinkt²¹

Sprachmoral ist ein schwer zu definierender Begriff. Man kann darunter eine Art Selbstverpflichtung des/der Sprechenden oder Schreibenden verstehen, beim Sprachgebrauch die Normen und Regeln einzuhalten, die nach Tradition und Sitte als üblich oder verbindlich gelten. Bei antiken Texten liegt es nahe, damit auch die Frage zu verknüpfen, inwieweit Formprinzipien und ästhetische Forderungen der Rhetoriktheorie verwirklicht werden.